
ALDO HAESLER

DEFIZITÄRER KONFLIKT

Die Diskussion um die Bargeldabschaffung verfehlt das Wesentliche

Dass Bargeld nicht abgeschafft werden darf, ist ein zentraler Imperativ der heutigen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Situation. Nur wird dieses Abschaffungsverbot (oder seine Beschränkung) mit zu kurz greifenden Argumenten verhandelt, die binnen Kurzem dazu führen werden, dass die Diskussion darüber erlischt und der Widerstand gegen die Abschaffung von der »normativen Kraft des Faktischen« überrollt wird. Doch bei der Bargeldabschaffung, ihren Voraussetzungen wie vor allem ihren Folgen, geht es nicht so sehr um die bislang ins Feld geführten Argumente, sondern um weitaus gravierendere Fragen der Denkformen und der Ethik.

Der Kampf um das Bargeld ist verloren. Und das vermutlich seit geraumer Zeit. Geld hat sich immer schon im Sinne der Senkung seiner Transaktionskosten und der Sicherung seiner Verkehrsbedingungen entwickelt. Die Durchsetzung des Wechselsystems im Mittelalter, der Banknoten und der Bankenschecks in der Neuzeit und der elektronischen Zahlungsüberweisungen in der Spätmoderne sind nur Etappen in diesem säkularen Trend der Entstofflichung des Geldes. Die Zukunft des Geldes ist bereits geschrieben, und es wird wohl kein Jahrzehnt mehr dauern, bis das Geld als materieller Gegenstand verschwunden sein wird – trotz erheblicher Widerstände, speziell in Deutschland. Der elektronische Zahlungsverkehr ist ohne Zweifel billiger, sicherer und bequemer als der Bargeldverkehr. Gegenüber diesen Argumenten kann man zwar endlos bramarbasieren, langfristig ist gegen sie kein Kraut gewachsen. Das heißt aber nicht, dass die heute wild brodelnde Diskussion unnötig ist.

Ganz im Gegenteil. Diese Diskussion ist wichtig, und vermutlich ist sie eine der letzten, die über diesen Gegenstand »Geld: (der) stärksten Macht der modernen Zivilisation«, wie es Egon Friedell einmal schrieb, geführt wird. Diese Diskussion ist wichtig, weil sie uns noch einmal die Möglichkeit gibt, ganz in die Grundsätze des Geldbegriffes hinabzutauchen und Fragen zu stellen, die womöglich bald nicht mehr gestellt werden können.

Nur wird diese Diskussion mit vordergründigen und schwachen Argumenten geführt. Ohne Zweifel stimmt es, dass die Abschaffung des Bargeldes die Bankkontenbesitzer in eine prekäre Aushandlungslage gegenüber dem Bankensystem versetzt. Bargeld ist zinslos, Bankkonten dagegen sind zinsbehaftet. Bei Negativzinsen verlieren die Kunden ihr Geld. Bankkonten – das wird in der Diskussion weniger betont – sind in Händen der Banken; sie können daher die Usancen, Rechtsbestimmungen, Kommissionen, Valuten usw. nach Gutdünken verändern, ohne dass die Kunden z.B. in Form einer Verbraucherorganisation als Verhandlungspartner diese Veränderungen anfechten können. Dazu kommt ein weiteres Argument, das auch auf den Bankensektor zutrifft: Die Institute verfügen über sämtliche Konteninformationen und können somit den Kunden einer unerwünschten Kontrolle unterziehen. Führt man all diese Faktoren ins Feld, so besteht kein Zweifel, dass mit der Bargeldabschaffung bürgerliche Grundrechte aufs empfindlichste tangiert werden. Das Argument der Abschaffungsbefürworter, wonach mit der Aufhebung der Anonymität des Geldes

gewissen kriminellen Organisationen das Handwerk gelegt werden soll, ist allerhöchstens als naiv zu betrachten, verfügen solche Organisationen doch seit längerer Zeit über effiziente, parallele Finanzdispositive, die sie vor polizeilichen Zugriffen immun machen. Man sieht also: das Argumentationsniveau dieser Diskussion ist höchst bescheiden.

Wir sagten es bereits: Diese Diskussion ist notwendig. Auch wenn sie bislang mit billigen Argumenten geführt wurde, gibt sie die Gelegenheit, uns mit Aspekten der Geldgeschichte auseinanderzusetzen, die bislang nur marginal Beachtung gefunden haben. Es geht dabei um die Frage, wie sich Entstofflichung auf unsere Denkformen und Moralvorstellungen auswirkt. Das kann man natürlich schnell als philosophische Elfenbeinturmtätigkeit abtun; nur ebenso schnell kann man das Kompliment retournieren und sagen, der Elfenbeinturm lässt grüßen: dass nämlich das bescheidene Niveau der bisherigen Abschaffungsdiskussion samt und sonders auf ökonomistischem »Bohren von harten Brettern«, wie es Max Weber in Bezug auf Politik einmal gesagt hat, beruht.

Bohren wir also etwas tiefer und stellen die Frage, ob und wie die Entstofflichung von Geld sich auf unsere Denk- und Moralstrukturen auswirkt. Diese Frage zwingt uns, sich mit einem etwas in Vergessenheit geratenen Philosophen und Ökonomen aus der Frankfurter Schule zu befassen, der in diesem Kreis schon in den frühen 1930er Jahren für einiges Unbehagen gesorgt hatte. Alfred Sohn-Rethels (1899–1990) Projekt bestand darin, die Marxsche Wertkritik mit einer materialistischen Erkenntnistheorie zu unterbauen, d.h. der Frage nachzugehen, ob und in welchem Verhältnis Waren- und Denkformen zueinander stehen. Wir wollen hier nicht den schwerfälligen Gedankengang Sohn-Rethels rekapitulieren, der, zwischen Hegels Dialektik und Marxens Werttheorie lavierend, viele seiner späteren Bremer Studenten dazu reizte, seinen Namen in »Sohn-Rätsel« zu verwandeln. Doch das Rätsel ist schnell gelüftet. Sohn-Rethel ging es im Grunde darum, in Erfahrung zu bringen, welche Abstraktionsleistungen der menschliche Geist erbringen muss, um aus der reichen Mannigfaltigkeit eines Dinges eine Ware denken zu können, d.h. davon zu abstrahieren, dass dieses Ding eine Farbe, einen Geruch, ein Gewicht, eine Gestalt usw. hat. Denn eine Ware hat letztlich nur einen Wert und dieser Wert nur eine abschließende Wertung, ihren Preis. Geld ist dafür sozusagen der große

Abstraktor, d.h. jenes Medium, das solche Abstraktionsleistungen ermöglicht. Indem es das Ding auf einen Preis, d.h. auf eine Zahl, reduziert, ermöglicht es dessen Berechnung, dessen Vergleich, dessen Wertstatus in einer immensen arithmetischen Nomenklatur, welche das Warensystem ausmacht und uns dank des bereits von Marx bemerkten Warenfetischismus als natürlich erscheint.

Soweit zunächst mit Sohn-Rethel. Ein zweiter Denker kommt nun hinzu, der uns helfen wird, von den Abstraktionshöhen Sohn-Rethels zur Frage nach der Entstofflichung des Geldes zurückzufinden. Es ist der deutsche Philosoph und Soziologe Georg Simmel (1858–1918), der in seinem Monumentalwerk *Philosophie des Geldes* (1900) dieser Frage eine ganz zentrale Bedeutung beimisst. Simmel bemerkt in der Tat dieses »erhene Gesetz der Entstofflichung«, das sich seit der »kommerziellen Revolution« im 12. Jahrhundert ebenso unweigerlich wie unbeachtet im Abendland vollzogen hat. Und er bemerkt, wie sich im Zuge dieses Prozesses die Funktionen des Geldes vermehrt haben, aber gleichzeitig auch das Bewusstsein darüber geschwunden ist. Die »stärkste Macht der modernen Zivilisation« hat ihr unsichtbares Imperium auf leisen Füßen aufzubauen gewusst und sich vom ursprünglichen Instrument zur Tauscherleichterung zu einem Medium, d.h. einer Metasprache, entwickelt, einer Sprache aller Sprachen im Verkehr der Sachen dieser Welt.

Es scheint also einen direkten Zusammenhang, ja gar eine inverse Proportionalität, zwischen der Entstofflichung des Geldes und seiner Geltung, wie Simmel einmal sagte, als »Geltendes schlechthin« zu geben. Diese Geltung ist leichtfüßig und schwer fassbar. Daher empfiehlt es sich, einige wissenschaftliche Erkenntnisse einzubeziehen. Vor mehr als zwanzig Jahren unternahmen wir es, die Auswirkungen des damals sich ausbreitenden Kreditkartensystems auf Kaufverhalten, Preiswahrnehmung, Ausgabenkontrolle, Konsumentenbudgets usw. unter die Lupe zu nehmen. Die Resultate waren beträchtlich. Ganz abgesehen von der Malaise, sich vom Bargeld, aus welchen Gründen auch immer, zu lösen, konstatierten wir eine ganze Reihe von Dysfunktionen, Ungereimtheiten, ja gar Pathologien im ganz alltäglichen Umgang mit diesem Medium. Die Kreditkarte begünstigt Spontankäufe, Selbstgeschenke, unreflektierte Ausgaben jeder Art, aber auch ein allgemeines Versagen der Rechenkünste und damit der Preiswahrnehmung. Ein Kreditkartenhedonismus war ausgebrochen,

der natürlich der Konsumindustrie zustatten kam, dem Konsumenten jedoch mit der Abrechnung am Monatsende finstere Mienen bereitete. Beanstandet wurde allenthalben auch, dass die zunehmende Automatisierung in der Kauftransaktion zu einer Entmenschlichung führte, vor allem für (ältere) Menschen, für die oft das kleine Gespräch mit der Verkäuferin zu einem letzten Interaktionsritual im Alltag geworden war. Ganz zu schweigen von einer Überschuldungslawine, die ohne Weiteres auf die Bequemlichkeit der Zahlung zurückgeführt werden konnte.

Die Konsequenzen der Entstofflichung des Geldes sind also massiv. Umso erstaunlicher, dass diesem wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Umstand weder in den Medien noch in der Wissenschaft die Beachtung gezollt wurde, die ihm zukommt. Im Vordergrund standen immer Fragen der Transaktionssicherheit und der sozialen Kontrolle, die zwar den Ingenieur und den Ökonomen interessieren, der Bedeutung des Phänomens jedoch in keiner Weise gerecht werden.

Wie kommt es nun zu diesen massiven Effekten? Die Bargeldtransaktion unterliegt einer universellen Norm. Sie lautet: um etwas zu erhalten, muss zunächst einmal etwas gegeben werden, *do ut des*, wie dies die alten Römer gekonnt formuliert haben. Willst du die Ware, dann bezahle für sie. Zug um Zug. Diese Norm ist ein Riegel gegen jede Form institutierter Raubwirtschaft, ein Regulativ, das zwar noch keine Institution ist, das aber denjenigen bestraft, der ihr ohne Grund zuwiderhandelt. Viele Kulturen haben daraus eine Alltagsethik entwickelt, so z.B. die *Goldene Regel*, die nicht nur bestraft, sondern auch gebietet, Gutes mit Gutem zu vergelten. Diese Reziprozitätsnorm hat nahezu universellen Charakter und fand sehr früh schon Eingang in die Rechtsordnungen. Doch was geschieht bei elektronischen, durch Karten vermittelten Transaktionen? Hier wird in erster Linie ein technisches Dispositiv bedient; es werden Codes eingetippt, auf Autorisierungen gewartet und freigeschaltet; man wird als Kartenbenutzer identifiziert; man muss sich in Geduld üben, bis alle Informationstransfers vollbracht sind; und man wird schließlich entlassen aus den elektronischen Schranken, wie man anderswo auf Grünlicht reagiert. Das alles sind notwendige Prozesse, *aber nirgends kommt Reziprozität zum Zuge*. Wir stellen uns hier auf das Niveau der elementarsten Alltagspraktiken, dorthin nämlich, wo Lerneffekte unweigerlich erzielt werden. Selbstverständlich herrscht *im System* die

Reziprozitätsnorm, ja, sie herrscht strenger denn je, doch sofern die Bezahlung mit dem Kauf nicht koinzidiert, wird diese Reziprozität nur über künstliche Denkvorgänge *rekonstruiert*. Man gibt nicht, um zu erhalten; man erhält, indem man *vorweist*. Das ist ein ganz erheblicher Unterschied zur traditionellen Kauftransaktion. In Sohn-Rethels Begriffen ist das eine zusätzliche Tauschabstraktion, die nur scheinbar einfach ist. In Tat und Wahrheit muss diese Einfachheit an-erzogen werden. In tausendfachen Transaktionen wird eine Routine eingeübt, wo es um Exaktheit, Schnelligkeit und Reaktionsvermögen geht, nicht aber um Gegenseitigkeit. Hier ist einer der unbefragten Orte der digitalen Kultur, in welcher Denkstrukturen aufgebaut werden, die durch ihren massiven, überevidenten Charakter andere Denkstrukturen überlagern und schließlich handlungsleitend wirken. Dadurch wird der Tauschgedanke an sich unterminiert. Statt eines *interaktiven* Vorgehens werden *iterative* Routinen verlangt. Die unbewussten Lernprozesse, die Sohn-Rethel noch beim Geldgebrauch festzumachen glaubte, sind hier getilgt. An ihrer Stelle stehen kurze, schnelle und genaue Weisungen, bei deren Nichtbeachtung mit sofortigen Konsequenzen zu rechnen ist. Es steht außer Zweifel, dass solche iterativen Handlungsprozesse sich auch auf unsere moralischen Strukturen auswirken. In einer Welt, in der es nicht mehr um die Aushandlung von wechselseitigen Tauschbeziehungen geht, sondern um das Befolgen technischer Weisungen, ist die Perspektive des Anderen, in die wir uns immer wieder hineinversetzen müssen, um zu einem vernünftigen Kompromiss zu finden, unsichtbar, ja gar hinderlich geworden. Wir stehen damit vor einer Auflösung der Reziprozitätsnorm. Und das nicht nur bei wirtschaftlichen Transaktionen. Hätte der Soziologe noch ein geübtes Auge, so würde er feststellen, dass in praktisch allen sozialen Zusammenhängen diese Auflösung der Reziprozitätsnorm zu neuen Umgangs- und Handlungsformen geführt hat. Dialoge haben immer mehr die Form zweiseitiger Monologe; elementare Grußformen werden, wenn überhaupt, nur noch auf dem Land gepflegt; freiwilliges Helfen wird, wenn immer möglich, vertraglich verbrieft; das Rentensystem funktioniert auf Kapitalisierungsbasis statt im Sinne intergenerationaler Solidarität; zahllose Lohnsysteme haben ihren meritokratischen Charakter eingebüßt; kurz, wir leben in einer Gesellschaft, in welcher Privilegien ohne Leistung, Gewinn ohne Risiko, Freude ohne Kraft zur Normalität geworden sind. An allen Ecken

und Enden unserer Gesellschaft hat die Reziprozitätsnorm aufgehört, die Richtschnur in der Verteilung von Chancen und Risiken zu sein. Folgen wir Simmels Gedanken über die Entstofflichung des Geldes, so sind all diese disparaten Auflösungserscheinungen auf einen roten Faden zurückzuführen. Wir haben verlernt, aus dem Tausch zu lernen, weil das Medium, das uns dieses Lernen im Tausch ermöglicht, sich verflüchtigt hat. Um dieses Argument geht es letztlich in der Bargeldabschaffungsdiskussion.

Die Panik, die ob drohender Bargeldabschaffung in Deutschland ausgebrochen ist, hat vielleicht einen grundsätzlicheren Charakter als die fadenscheinigen Argumente aus Presse und Sachverständigenräten. Manche Historiker interpretieren sie als Reaktion vor dem Hintergrund einer chaotischen Währungsgeschichte. Es stimmt, die »Angst vor dem Chaos«, wie dies einmal Joachim Schumacher festgestellt hat, gehört zu den Grundängsten der Deutschen. Die Panik der Deutschen hat mit einer besonderen Sensibilität zu tun, einer Sensibilität, die Signalcharakter hat. Man erblickt dadurch das Dilemma: Eine solche Diskussion, wie sie gegenwärtig in Deutschland geführt wird, ist hochnotwendig. Sie signalisiert nicht nur für Deutschland, sondern für die Spätmoderne schlechthin, was das Schwinden einer gesellschaftlichen Zentralreferenz bedeuten kann. Doch wird diese Diskussion in Begriffen geführt, wo es nur um Sicherheit, Bankenherrschaft und Mafia-bekämpfung geht, so erleidet sie selbst Schiffbruch, denn sie belässt es dabei, die eigentlichen Risiken der *cashless society* weitgehend zu ignorieren.

Doch worum sollte es gehen? Was wäre der Gegenstand einer zeitgemäßen Öffentlichkeitsdebatte? Einmal in Rechnung gestellt, dass das vollständige Verschwinden von Noten und Münzen eine Frage der Zeit ist, dass das »eherne Gesetz der Entstofflichung« sich mit Notwendigkeit durchsetzen wird, was ist zu unternehmen, um die pathogenen Konsequenzen dieser Entstofflichung in Schach zu halten? Wir sagen mit Bedacht, sie in Schach zu halten, sehen also von ehrgeizigeren Ansinnen ab. Denn die heute grassierende banale Diskussion mit zu kurz greifenden Argumenten ist deshalb so bedenklich, weil sie tatsächlich daran glaubt, Geldabschaffung rückgängig machen zu können, und das auch noch mit solch schmalbrüstigen Argumenten ... Sie glaubt also in allem Ernst an die Wirksamkeit öffentlicher Diskurse. Aus der Distanz betrachtet, sind solche Erwartungen höchst problematisch. Es geht also darum,

und mehr ist von dieser Diskussion nicht zu erwarten, sie auf ein realistisches Maß herunterzuschrauben. Das will heißen: den Entstofflichungsprozess selbst darzustellen und zu objektivieren. Mit vermessenen Erwartungen und schwachen Argumenten erzielt man aber gerade das Gegenteil. Das zeigen die zahlreichen Geplänkel der heutigen Diskussion. Mit Detailkonfrontationen wie der Frage nach der Gesetzmäßigkeit der Abschaffung eines gesetzlich eingesetzten Zahlungsmittels ist kein Staat zu machen. All diese zeilenfüllenden Expertengeplänkel sind nichts als ein Nebenkriegsschauplatz, der daran hindert, das Thema einigermaßen vernünftig an die Hand zu nehmen. Doch was heißt nun, den Entstofflichungsprozess zu objektivieren? Es heißt nicht mehr, als die kognitiven und moralischen Zusammenhänge aufzuspüren, von denen hier die Rede ist. Es heißt zu verstehen, dass Geld seit geraumer Zeit eine *Denkform* geworden ist und diese Denkform moralische Konsequenzen hat, die für den gesellschaftlichen Zusammenhalt bestimmend sind. Es heißt somit, eine ganz grundsätzliche pädagogische Arbeit zu verrichten. Diese Arbeit kann an den Errungenschaften großer Gelddenker wie Karl Marx, Georg Simmel, John Maynard Keynes und Alfred Sohn-Rethel nicht vorbeigehen und muss trotz der Schwierigkeit, Geld überhaupt zu denken, für Klärung und Aufklärung sorgen. Ja, alle Mittel wären dabei recht, in Literatur, Kunst, Wissenschaft und Erziehung, Geld so weit wie möglich aus seinem gespenstischen Dasein in die Wirklichkeit zurückzuholen. Noch ist es möglich, das Gespenst, wie es der Literaturwissenschaftler Joseph Vogl tat, beim Wort zu nehmen, bevor es aus der Hinterpforte unseres Bewusstseins entschwindet, um als unerfahrbare Realität auf uns niederzugesen.